



TANJA BRANDT

DIE
EULENFLÜSTERIN

Was ich von meinen Tieren
über das Leben lernte

LÜBBE

KAPITEL 3

»A SPACEMAN CAME TRAVELLING«

Das Gefühl der Ablehnung durchzog meine Jugend wie die Rauchschwaden, die vom Wohnzimmer meiner Eltern aus in noch den kleinsten Winkel meines Zimmers zogen. Ich begehrte auf, schließlich hatte ich so gut wie nichts zu verlieren.

Doch ich begann, mich selbst herabzusetzen. Ein typisches Verhalten von Kindern, die sich ungewollt fühlen. Es verschafft ein gewisses Maß an Kontrolle, man ist den Verletzungen nicht ganz so schutzlos ausgeliefert. Denn statt es den Erwachsenen zu überlassen, schlecht über einen zu reden, tut man es selbst. Man denkt von sich: Du kannst eh nix, bist sowieso zu dumm, zu hässlich, zu dick, sieh dir deine Haare an, nicht mal die sind schön oder wenigstens normal wie bei den anderen ... Lauter Sätze, die ich so verinnerlicht habe, dass ich sie noch heute denke.



Als ich zehn war, stand ein Umzug nach Stuttgart-Hoffeld an. Das gefiel mir erst mal gar nicht. In Steinenbronn wohnten all meine Freunde, da war Basko, und ich liebte den Wald mit seinen Tieren. Natürlich hatten wir Kinder kein Mitspracherecht. Vielleicht fiel es mir schwerer als anderen Schulkameraden, die wegzogen, weil meine Freunde und ihre Familien ein Zuhause für mich geworden waren, das ich sonst nicht hatte.

In meinem Leben sollte es noch viele Umzüge geben. Kaum hatte ich irgendwo Fuß gefasst, passierte irgendetwas, und ich musste mich neu orientieren. Aber das wusste ich zu dem Zeitpunkt natürlich noch nicht.

Der Umzug hatte unterm Strich betrachtet durchaus auch sein Gutes. Endlich hatte ich die schreckliche Grundschulzeit hinter mir gelassen und war aufs Gymnasium gekommen. Neue Freunde zu finden war schwierig, so wirklich anerkannt war ich nie. Die Kinder waren allesamt besser gekleidet als ich, und in dem Alter taxieren dich besonders die Mädchen ganz genau. Aber ich fand bald eine Strategie, um mich durchzuschlagen: Ich wurde der Klassenclown. Egal, welches Fach, welcher Lehrer, ich sorgte immer für Spaß, wurde allerdings auch genauso oft vor die Klassenzimmertür geschickt. Das war meinen Noten weniger zuträglich, aber ich kam natürlich ziemlich cool rüber, und das war allemal etwas wert.

Unser Französischlehrer konnte meinen Späßen weniger abgewinnen. Der gute Mann besaß nur drei Hosen und drei verschiedene Hemden, und alle waren kariert – rot, grün und

braun. Das einzige Spannende an seinem Unterricht war für mich die Frage, wie er seine Kleidung kombinierte. Drei Hosen, drei Hemden – das ergab ganze neun Möglichkeiten. Dies brachte mich auf die Idee, ein Wettbüro zu eröffnen. Ich malte die Kleiderkombis auf, und jeder meiner Mitschüler konnte morgens seine Einsätze platzieren. Das lief richtig gut und machte einen Riesenspaß – bis unser Lehrer eines Morgens früher ins Klassenzimmer kam und mich erwischte. Seine Begeisterung schlug Wellen, die mich für den gesamten Französischunterricht vor die Klassenzimmertür bugsiierten und mir eine glatte Sechse bescherten.

Bald fand ich eine Freundin, die in der Nähe wohnte. Auch sie liebte Hunde, und so fuhren wir jeden Morgen gemeinsam mit dem Fahrrad in die Schule, früh genug, um allen Hunden auf der Strecke guten Morgen zu wünschen.

Und noch etwas Gutes hatte der Umzug: Ich wohnte nun wieder viel näher bei meiner Oma und konnte sie öfter besuchen. Egal, wie ich mich fühlte, wie hektisch ich war, bei ihr kam ich immer wieder »runter«. Ich konnte mich auf ihr Sofa zwischen all die Stofftiere und Puppen setzen und Tee aus ihren dünnen Tassen trinken, bei denen ich immer Angst hatte, dass die Henkel abbrechen.

Dies war der sicherste Rückzugsort, den ich kannte. Ich musste mich nicht verstellen. Ich konnte genau so sein, wie ich war. Meine Oma hatte nur eine geringe Rente, aber sie gab mir immer etwas ab.

Selbst wenn ich schlechte Noten vorzuweisen hatte, nahm sie es mit einem Lächeln hin und meinte nur: »Tani, Tani, was willst du wohl später machen? Aber dir wird schon was einfallen.«

Auch als ich schon meinen ersten Freund hatte, den Führerschein, einen Job, konnte ich immer ein Stück weit Kind sein, konnte aufatmen und loslassen bei meiner Oma.

Richtig gern war ich auch bei meinem Onkel Pinky, dem Zwillingbruder meiner Mutter. Er war Juwelier, ziemlich verrückt und ein Tierfanatiker. Ich liebte seinen Dackel Gusti. Der wurde mit Wurst gefüttert, und als Wachhund versagte er auf ganzer Linie.

Einmal schliefen wir alle im oberen Stockwerk, während unten das Haus von Einbrechern leer geräumt wurde. Auch Gusti bekam selbstredend nichts von alledem mit.

Mein Onkel war es auch, der mir ein Zwergkaninchen kaufte, als ich einmal in den Ferien bei ihm war. Mitsamt Käfig und allem Zubehör.

Meine Eltern waren nicht sonderlich begeistert, aber sie waren ja sowieso kaum da.

Charly war ein weißes Kaninchen mit schwarzen Punkten und wurde mein bester Freund. Er lief frei in meinem Zimmer herum, ich war mit ihm draußen auf den Wiesen, nie lief er davon. Wir schliefen zusammen im Bett, unterhielten uns über alles Mögliche ...

Bis ich eines Tages nach Hause kam und sah, dass er die Bleischnur der Gardine angenagt hatte.

Kurze Zeit später ging es ihm schlecht. Er hatte ganz offenbar eine Bleivergiftung.

Ich rief sofort beim Tierarzt an.

Der sagte zu mir: »Das lohnt sich nicht. Kauf dir für dreißig Mark ein neues Kaninchen, deins wird eh eingehen.«

Völlig geschockt saß ich mit Charly auf dem Bett und deckte ihn zu. Plötzlich zitterte er und robbte auf meinen Schoß. Ich hielt ihn fest, bis er starb. Als ich fühlte, dass er stocksteif geworden war, erschrak ich so heftig, dass ich ihn beinahe fallen ließ.

Ich war todtraurig und fragte alle meine Freunde, ob sie mir beim Beerdigen helfen würden, aber jeder hatte plötzlich etwas anderes zu tun.

Also versuchte ich, mit Stöcken ein Loch in den gefrorenen Boden zu graben, ich hatte nicht mal eine Schaufel. Im darauffolgenden Frühjahr kamen die Bagger, und auf der Wiese nebenan wurde gebaut. Ich traute mich kaum nachzuschauen, ob man meinen Charly wieder ausgrub. Aber außer ein paar Knochen hätte man da sicher nichts gefunden. Wenn überhaupt. Tief war ich mit meinem Stock ja nicht gekommen.



Noch vor der Pubertät hatte ich die Angewohnheit entwickelt, mir selbst Verletzungen zuzufügen und Dreck hineinzureiben. Ich ritzte mich an den Beinen, am Arm. Rost, Erde, was immer als ungesund galt, rieb ich in die blutenden Wunden. Ich hoffte auf eine Blutvergiftung, denn ich hatte gehört, die könne tödlich sein. Ich stellte mir vor, wie sich der Dreck in meinem Körper verteilte und ihn vergiftete. Um diesen Prozess zu beschleunigen, setzte ich mich auf den Heimtrainer meiner Mutter und trat, was das Zeug hielt.

Was ich mit dieser Aktion bezweckte?

In meiner Vorstellung gab es zwei Möglichkeiten, wie es ausgehen könnte. Bei der ersten würde ich krank werden, meine Eltern würden erschrecken, sich um mich kümmern und mir zu verstehen geben, dass ihnen doch etwas an mir lag. Bei der zweiten Möglichkeit merkte keiner etwas, das Gift in meinem Blut tat seine Wirkung, und dann wäre endlich alles vorbei. Ich wusste nicht, was ich mir mehr wünschte, beides war in Ordnung für mich. Doch zu meiner großen Enttäuschung wurde ich einfach nicht krank, sooft ich mich auch schnitt. Nicht mal das kriegte ich hin.

Nie hatte ich das Gefühl, dass meine Mutter mich lieb haben könnte. Immer mal wieder hatte ich versucht, mich ihr anzunähern. An Muttertag, wenn in der Schule gebastelt wurde, oder an ihrem Geburtstag. Doch wenn ich sie fragte, was sie sich wünsche, sagte sie immer nur: »Ein liebes Kind.« Das fand ich einfach schrecklich. »Liebes Kind« in Bezug auf mich hieß, dass man mich maximal sehen, aber nicht hören durfte. Das brachte uns einander auch nicht näher.

Ansonsten kann ich mich nicht erinnern, dass wir wirklich viel gesprochen hätten. Meine Freundinnen wurden von ihren Eltern aufgeklärt, in Sachen Kosmetik beraten, über alles wurde diskutiert. Die Eltern meiner Nachbarsfreundin verkauften ihren Fernseher,

damit sie die Freizeit mit ihrer Tochter verbringen konnten, mit ihr bastelten, lasen und schöne Gespräche führen konnten. Mir war das alles fremd. Ich genoss das Familienleben bei meinen Freundinnen und bewunderte sie dafür. Doch langsam kamen wir in ein Alter, in dem die anderen mich bewunderten, weil ich so frei war und es in meinem Leben offensichtlich keine Einschränkungen und lästigen Regeln gab. Alle wurden von ihren Eltern zu Partys gebracht und pünktlich wieder abgeholt. Nach mir sah niemand. Ich ließ mir nichts sagen. Ich war wild, ich war frech. Nicht gerade ein »liebes Kind«.

Mein Vater lebte zu jener Zeit überwiegend in Düsseldorf, wo er eine neue Stelle gefunden hatte. Später erfuhr ich, dass er dort längst eine Affäre hatte.

Meinen Bruder und mich verband nicht viel. Er war aus dem Alter heraus, in dem er mit seinen Indianerfiguren spielte und grausig dazu sang. Seine Beziehung zu meiner Mutter war nach wie vor relativ eng. Erst heute begreife ich, dass man dieselben und doch grundverschiedene Eltern haben kann. Vielleicht war ich ja so etwas wie der Prototyp gewesen, bei dem noch vieles schief lief.

Aber alles hat seine zwei Seiten. Als ich Kurs auf meine Pubertät und mein eigenes Leben nahm, ähnelte mein Weg einer wahren Odyssee. Letztlich fand ich aber doch ein glückliches Zuhause – in mir, mit den Tieren. Etwas, woran ich nicht immer in meinem Leben geglaubt hätte.



Damals ging ich mit den Hunden aus der Umgebung spazieren, und Schäferhund Rex wurde mein ständiger Begleiter. Keiner wagte es, frech zu mir zu sein, wenn Rex an meiner Seite war.

Nie werde ich vergessen, wie ich einmal sehr spät von meiner Freundin aus nach Hause lief und Rex mich begleitete.

In jener Nacht war es vollkommen dunkel. Viel dunkler noch als jemals zuvor. Vor nicht allzu langer Zeit war im Maisfeld ein Mädchen umgebracht worden. Der Mörder wurde nie gefunden, man vermutete jemanden aus der nahen Kaserne.

Ich überlegte, ob ich nicht lieber an der Hauptstraße entlanggehen sollte, aber der Umweg war weit, und schließlich hätte ja auch ein Auto anhalten und der Fahrer mich überfallen können.

Also nahm ich den üblichen Weg. Am Anfang des Feldwegs standen noch vereinzelt Häuser, dann kamen einige von Hecken begrenzte Gärten und schließlich die freien Wiesen.

Rex rannte voraus, auf die Wiesen zu. Ich ging auf dem Teerweg, bis die Gärten endeten.

Plötzlich trat hinter der letzten Hecke ein Mann aus dem Dunkel. Ich blieb stehen, er baute sich vor mir auf und starrte mich an. Er sagte keinen Ton, und noch heute könnte ich seinen Blick beschreiben. So eisig, so kalt.

Im nächsten Moment hatte Rex ihn entdeckt. Alles ging jetzt sehr schnell.

Rex kam angerast, der Mann sah den Hund näher kommen und rannte zu der Hecke zurück, hinter der er sich verborgen hatte. Rex preschte wild bellend in die Hecke. Dahinter war ein Zaun, zu hoch für Rex, um ihn zu überwinden. Der Mann war darübergeklettert und entkommen.

Ich rief Rex, kniete nieder und umarmte ihn. Wir mussten weiter, aber ich hatte ein noch mulmigeres Gefühl als zuvor und drehte mich pausenlos um.

Rex blieb in meiner Nähe. Schließlich erreichten wir den Wald. Auf dem Weg war es so dunkel, dass ich die Hand nicht vor den Augen sah.

Ich war verzweifelt und überlegte, was ich nur machen sollte. Aber rumstehen half mir auch nicht weiter. Also nahm ich Rex am Halsband und sagte: »Bring mich nach Hause!«

Wir stolperten den dunklen Waldweg entlang. Ich hielt mich krampfhaft am Halsband fest und achtete darauf, nicht hinzufallen.

Ich konnte nur hoffen, dass Rex den Weg kannte. Plötzlich blieb er stehen und knurrte. Er knurrte tief und tiefer, grollte regelrecht. Mir blieb das Herz stehen.

Ich stand still, atmete ganz flach und wandte den Kopf in alle Richtungen. Doch ich konnte nichts erkennen. In diesem Moment hatte ich Todesangst.

Ich wusste gar nicht mehr, wie lange ich mich am Halsband festkrallte und wir da in völliger Dunkelheit standen. Vermutlich wenige Minuten, aber mir kam es wie Stunden vor. Irgendwann hörte Rex auf zu knurren und lief weiter. Mit zitternden Knien stolperte ich los und atmete auf, als wir endlich die beleuchtete Straße erreichten.



Nach Charly hatte ich andere Zwergkaninchen, Hamster, Ratten, Frettchen.

Wenn ich mit meinem Frettchen Stink draußen war, sprachen mich viele Leute darauf an und wollten wissen, ob es ein Otter sei.

Ich pflegte einen Specht, eine Kohlmeise, hatte Papageien. Ich fand den ersten verletzten Mäusebussard und war völlig fasziniert, hatte aber auch riesengroßen Respekt vor dem ehrfurchtgebietenden Tier.

Ich brachte ihn zu einer Tierärztin, die ihn sofort einschläferte und meinte, den werde sie sich ausstopfen und aufstellen. Ich war schockiert und lief heulend nach Hause. Meine Freundin erbt eines Tages den Langhaardackel Peggy von einer alten Tante, die verstorben war. Peggy lag anfangs nur in ihrem Korb und war depressiv. Doch in kürzester Zeit kam sie angesprungen, sobald sie mich hörte. Wir lernten Kunststücke, unternahmen so einiges ... Bis sie eines Morgens tot in ihrem Körbchen lag und der Tante folgte.

